

besondere Fähigkeit, uns zu entkommen und zu entschwinden, wenn wir es am wenigsten erwarten. Kein zahmes Tier kann sich so vollkommen still verhalten wie ein wildes. Wir zivilisierten Völker haben diese Begabung eingebüßt und müssen uns von der Wildnis im Schweigen unterrichten lassen, bevor sie bereit ist, uns in sich aufzunehmen. Die Kunst, leise zu gehen, ohne schroffe Bewegungen und ohne Lärm, muss sich der Jäger, und vor allem der Jäger mit der Kamera, zuerst aneignen. Jäger dürfen nicht eigenmächtig handeln, sondern müssen Farben, Geruch und Wind einer Landschaft kennenlernen und sich dem Tempo des großen Orchesters anpassen. Manchmal spielt es einen Takt immer wieder, und darin muss man ihm dann folgen.

Hat man während der Jagd den Rhythmus Afrikas in sich aufgenommen, dann erkennt man, dass er in jeder Form des Lebens hier draußen wiederkehrt. Was ich vom Wild gelernt hatte, konnte ich im Umgang mit den Eingeborenen anwenden.

Liebe zu Frauen und Weiblichkeit ist eine männliche Eigenschaft, Liebe zu Männern und Männlichkeit ist eine weibliche Eigenschaft, und es gibt eine Verliebtheit in den Süden und in die südlichen Völkerschaften, die für die Nordländer kennzeichnend ist. Die Normannen müssen sich in die fremden Länder verliebt haben, zuerst in Frankreich und später in England. Die alten Mylords, die in Geschichte und Romanliteratur des achtzehnten Jahrhunderts auftreten – ewig auf Reisen in Italien, Griechenland und Spanien –, besaßen in ihrer Persönlichkeit nicht einen einzigen südländischen Zug, sondern wurden von einer Natur angezogen und verzaubert, die von ihrer eigenen in jeder Hinsicht wesensverschieden war. Als die Maler, Philosophen und Dichter aus Deutschland und Skandinavien zum ersten Mal Florenz und Rom erblickten, fielen sie in Anbetung des Südens geradezu auf die Knie.

In dieser Beziehung bewiesen die ungeduldigen Nordländer eine besondere Geduld. So wie es einer Frau fast unmöglich ist, einen richtigen Mann wirklich zu ärgern, und wie ein Mann für die Frauen nie ganz verachtenswert, niemals ganz unbrauchbar wird, solange er Mann bleibt, so wurden die harten, herrschsüchtigen, leicht aufbrausenden nordischen Männer von Sanftmut erfüllt, als sie der Natur des Südens und der Südländer gegenüberstanden. Was ihr eigenes Klima und ihre eigene Familie betraf, waren sie barsch und rau, doch afrikanische Dürre, gefährliche, quälende Sonnenstiche, Rinderpest bei ihren Herden und die Unerfahrenheit ihrer eingeborenen Diener ertrugen sie mit Demut und Resignation. Sogar ihr Gefühl von Individualität ging verloren, weil sie die unendlichen Möglichkeiten im Zusammenspiel von Menschen verstanden, die gerade durch ihre Wesensunterschiede eins werden können. Den südlichen Völkern und ebenso Menschen mit sehr gemischtem Blut geht diese Eigenschaft ab. Sie tadeln oder verspotten sie, wo sie ihr begegnen, so wie Männer, die sich in besonderem Grad für Männlichkeit begeistern und selbst ein wenig zum Exhibitionismus neigen, einen schmachttenden Liebhaber verspotten, und wie sich die vernünftigen Frauen, die keine Geduld mit ihren Männern hatten, über die geduldige Griselda¹³ empörten.

Was mich betrifft, so habe ich die Eingeborenen, die ich in Afrika antraf, vom ersten Tage an geliebt. Es war ein starkes, unbezwingbares Gefühl, das beiden Geschlechtern und jedem Alter galt. Die Begegnung mit den dunklen Leuten war für mich ein Erlebnis wie für Kolumbus die Entdeckung Amerikas und in gleicher Weise eine Erweiterung meiner

gesamten Welt. Wenn man sich vorstellt, dass ein Mensch mit einem angeborenen Gefühl für Tiere in einer Umgebung ohne jedes Tier aufwächst und erst nach vielen Jahren ihre Bekanntschaft macht oder dass jemand im Alter von zwanzig Jahren zum allerersten Mal einen Wald betritt oder dass ein musikalisch veranlagter Mensch durch einen Zufall Musik erst als Erwachsener hört – dann wäre das meiner eigenen Situation vergleichbar. Als ich den Eingeborenen Afrikas begegnete, richtete ich meinen gewohnten Arbeitsablauf – was man als das tägliche Einerlei bezeichnet – für Orchester ein.

Mein Vater, der als Offizier in der dänischen und der französischen Armee diente,¹⁴ schrieb als junger Leutnant nach Hause:

«Von Graasten bis Dybbøl war ich schließender Offizier einer langen Kolonne; das war nicht leicht, das war schwer; und doch: wie verlockend, wie herrlich! Die Lust am Krieg ist eine Lust wie jede andere, man liebt Soldaten, wie man junge Frauenzimmer liebt: blind, unbändig – und das eine schließt das andere nicht aus, was die Mädchen wohl wissen. Aber die Liebe zu den Mädchen hat jeweils nur Platz für eine, die zu den Soldaten umfasst die ganze Schar, die man sich immer noch größer wünscht.»

Die gleiche Beziehung bestand zwischen den Eingeborenen und mir.

Es war nicht leicht, die Eingeborenen kennenzulernen. Sie waren sehr hellhörig und scheu. Wenn man sie erschreckte, konnten sie sich blitzschnell in ihre eigene Welt zurückziehen, wie das Wild verschwunden und ganz einfach nicht mehr da ist, sobald wir eine plötzliche Bewegung machen. Bevor man einen Eingeborenen nicht genauer kannte, war er kaum zu einer direkten Antwort zu bewegen. Selbst auf so simple Fragen wie die, wie viele Kühe er besitze, antwortete er nur ausweichend: «So viele, wie ich dir gestern gesagt habe.» Eine solche Antwort missfiel den Europäern im höchsten Grad, vielleicht missfiel es den Eingeborenen genauso sehr, auf solche Art gefragt zu werden. Wenn wir nachhaken und sie bedrängten, um eine Erklärung aus ihnen herauszubekommen, zogen sie sich zurück, so weit wie möglich, und bedienten sich einer barocken, lustigen Phantasie, um uns in die Irre zu führen. Selbst ganz kleine Kinder verhielten sich in einer entsprechenden Situation wie alte ausgebuffte Pokerspieler, denen es ziemlich egal ist, ob der Gegenspieler ihre Karten über- oder unterschätzt, solange es ihnen nur gelingt, ihren genauen Wert vor ihm zu verbergen. Dort, wo wir tatsächlich in das Dasein der Eingeborenen einbrachen, führten sie sich wie Ameisen auf, wenn man in ihrem Haufen herumstochert. Sie besserten den Schaden mit unverdrossenem, rastlosem Eifer und vollkommen schweigend wieder aus, als müssten sie eine unschickliche Handlung auslöschen und vertuschen.

Welche Gefahren es waren, die sie im Umgang mit uns befürchteten, das konnten wir nicht wissen und uns sicher nicht vorstellen. Persönlich glaube ich, dass ihre Angst vor uns eher der vor einem plötzlichen, entsetzlichen Lärm entsprach und nicht der Furcht vor Leiden, Unrecht oder Tod. Und doch – das war schwer zu entscheiden, denn die Eingeborenen waren Meister in der Kunst der Verstellung. In den Shambas oder in der Steppe sah man manchmal frühmorgens ein Rebhuhn, das plötzlich vor dem Pferd herumlief, als wären seine Flügel gebrochen oder als hätte es tödliche Angst vor den Hunden. Aber es hatte sich nichts gebrochen und fürchtete sich auch nicht vor den Hunden, es konnte direkt vor ihrer Nase

aufflattern, wann immer es wollte. In Wirklichkeit verhielt es sich so, dass der Vogel irgendwo in der Nähe seine kleinen Küken hatte und mit aller Kraft versuchte, die Aufmerksamkeit von ihnen abzulenken. Auf die gleiche Art wie das Rebhuhn spielte vielleicht der Eingeborene erschrocken, doch das Wesen seiner Furcht, die viel tiefer lag, war uns unbegreiflich. Es ist aber auch möglich, dass dieses Benehmen uns gegenüber so etwas wie einen besonderen, unerklärlichen Spaß, eine Parodie, eine Extravaganz darstellte und dass diese scheuen Menschen letztendlich nicht die geringste Furcht vor uns hatten. Bei den Eingeborenen ist das Gefühl für die Risiken des Lebens viel weniger ausgeprägt als bei Weißen. Ich habe einige Male in einem besonders kritischen Moment, während einer Safari oder auf der Farm, meinen eingeborenen Leuten in die Augen geschaut und dabei gespürt, wie groß die Entfernung zwischen uns war und dass sie sich darüber wunderten, wie ernst ich die Situation einschätzte. Das hat mir einiges zu denken gegeben. Vielleicht hatten sie wirklich in einer Weise, die uns unverständlich bleiben muss und die wir nicht nachvollziehen können, im Leben selbst ihr eigentliches Element, wie Tiefseefische, die sich unsere Angst vor dem Ertrinken nicht erklären könnten. Diese existenzielle Sicherheit, diese Schwimmkunst, dachte ich mir, besitzen sie deshalb, weil sie sich ein Wissen erhalten haben, das uns durch die Schuld unsrer frühesten Vorfahren verloren ging und das uns, mehr als die anderen Kontinente, vor allem Afrika vermitteln kann: dass Gott und der Teufel eins sind, dass ihre Herrlichkeit gleich groß, ihre Majestät gleich ewig ist, dass es nicht zwei gibt, die unerschaffen und ewig sind, sondern nur ein Unereschaffenes, nicht zwei, die unermesslich sind, sondern ein Unermessliches – und die afrikanischen Eingeborenen ehren die Doppelheit in der Einheit und die Einheit in der Doppelheit.

Bei unseren Jagdexpeditionen und auf der Farm entwickelte sich aus meiner Bekanntschaft mit den Eingeborenen allmählich eine gewohnheitsmäßige, persönliche Beziehung. Wir wurden gute Freunde. Ich fand mich mit der Tatsache ab, dass ich sie nie wirklich erkennen könnte, während sie alle meine Gedanken kannten und von meinen Entscheidungen wussten, noch bevor ich sie traf. Ich hatte einmal eine kleine Farm in Gilgil, etwas weiter nördlich an der Eisenbahnlinie, wo ich kein Haus besaß, sondern in einem Zelt wohnte, und ich reiste nun zwischen Gilgil und Ngong hin und her. Manchmal, wenn es in Gilgil zu regnen begann, entschloss ich mich ganz plötzlich, nach Hause zurückzukehren. Doch langte ich dann in Kikuyu an, unserer örtlichen Bahnstation, zwölf Kilometer von der Farm entfernt, so war stets einer von meinen Leuten da und hielt ein Maultier, auf dem ich heimreiten konnte. Fragte ich meine Leute dann, woher sie gewusst hätten, dass ich heimkehren wollte, wandten sie sich von mir ab, verlegen oder betrübt oder als langweilten sie sich zu Tode – wie wir selbst uns verhalten würden, wollte uns ein stocktauber Mensch mit der Bitte bedrängen, ihm den Inhalt einer Symphonie zu erklären.

Wenn sich die Eingeborenen vor jähen Bewegungen und plötzlichem Lärm von uns sicher fühlten, dann sprachen sie mit uns viel offener als Europäer untereinander. Zuverlässig waren sie nie, aber sie waren auf großartige Weise aufrichtig. Ein guter Name, was man als Prestige bezeichnet, bedeutete viel in ihrer Welt. Vielleicht hatten sie uns irgendwann gemeinsam einer Wertung unterzogen, die seitdem Gültigkeit für sie besaß.

Zu manchen Zeiten war das Leben auf der Farm sehr einsam, und wenn in tiefer Abendstille Minute für Minute von meiner großen Uhr vertropfte, schien das Leben selbst

darin zu tropfen, und ich glaubte, vor Sehnsucht nach einem Gespräch mit anderen Weißen verrückt zu werden. Doch immer spürte ich das stumme, verschattete Dasein des eingeborenen Volkes parallel zu meinem eigenen verlaufen, wenn auch auf einer anderen Ebene. Ein großes Echo tönte von Ufer zu Ufer, zusammen waren wir die Farm.

Die Eingeborenen, das war Afrika in Fleisch und Blut. Der hohe erloschene Vulkan Longonot, der sich steil und einsam über Rift Valley erhob, die Mimosenbäume am Fluss, die Elefanten und die Giraffen, das alles war nicht so sehr Afrika, wie es die Eingeborenen waren – kleine Gestalten in einer riesigen Landschaft. Alles das war Ausdruck derselben Idee, Variationen über das eine Thema, keine gleichartige Anhäufung ungleichartiger Atome, sondern eine ungleichartige Anhäufung gleichartiger Atome, wie man es von einem Eichenblatt, einer Eichel und einem Sarg aus Eichenholz kennt. In diese Landschaft brachten wir Weißen, mit unseren schweren Stiefeln und fast immer in Eile, ständig einen schrillen Misston. Die Eingeborenen waren mit ihr in Einklang, und wenn ihre hohen, schmalen, dunklen und dunkeläugigen Gestalten sie durchwanderten – stets einzeln nacheinander, sodass sogar ihre wichtigen Verkehrsadern nur wie schmale Fußpfade aussahen – oder wenn sie den Boden bearbeiteten, ihre Kühe hüteten oder ihre großen Tänze tanzten und mir eine Geschichte erzählten, dann war es Afrika selbst, das da wanderte, lachte, seine Herden zählte, tanzte und von alten Tagen berichtete. Im Hochland erinnerte ich mich an die Worte des Dichters:

«Edel fand ich
immer den Eingeborenen
und arm den Einwanderer.»¹⁵

Die Kolonie verändert sich, wie man mir sagt, von Jahr zu Jahr, sie hat sich seit jener Zeit, als ich dort wohnte, wohl schon verwandelt. Wenn ich hier meine Erfahrungen auf der Farm und mit einigen der wilden Bewohner von Steppe und Wald so genau wie möglich niederschreibe, so kann dies vielleicht später und vielleicht jetzt schon von historischem Interesse sein.

Ein Kikuyukind

Kamante war ein kleiner Kikuyujunge, sein Vater, einer meiner Squatter, war gestorben. Die meisten Squatterkinder waren mir gut bekannt, in der arbeitsreichen Zeit pflückten sie für mich Kaffee, und wenn sie konnten, hielten sie sich das ganze Jahr in der Nähe meines Hauses auf und hüteten auf dem Rasen ihre Ziegen, denn sie fanden, dass hier mehr Dinge von Bedeutung geschahen als anderswo. Doch Kamante musste schon einige Jahre auf der Farm gelebt haben, ohne dass ich ihm je begegnet war. Ich glaube, er hatte sich wie ein krankes Tier in die Einsamkeit zurückgezogen.

Ich sah Kamante zum ersten Mal, als ich eines Tages über die Steppe ritt, wo er die Schafe und Ziegen seiner Familie hütete. Er bot einen jämmerlichen Anblick. Er hatte einen großen Kopf, einen entsetzlich kleinen, mageren Körper, seine Ellbogen und Knie glichen Knorren an einem Stock, und seine Beine waren von oben bis unten mit tiefen, nässenden Wunden

bedeckt. In der weiten Steppe nahm er sich so winzig aus, dass man sich wundern musste, wie so viel Schmerz und eine so lange Leidensgeschichte in einem einzigen kleinen Punkt zusammengepfercht sein konnten. Als ich haltmachte und ihn ansprach, gab er mir keine Antwort und tat, als bemerke er mich kaum. Die Augen in seinem flachen, kantigen, zerquälten und unendlich geduldigen Gesicht waren blicklos und halb erloschen. Er sah aus, als ginge es mit ihm bald zu Ende, und fast glaubte ich in der bleichen, glühenden Luft hoch über seinem Kopf schon die Geier zu erkennen, die nie weit entfernt sind, wenn ein Leben in der Steppe verlischt. Ich befahl ihm, am nächsten Morgen zu meinem Haus zu kommen, damit ich versuchen könnte, ihn zu heilen.

In der Regel hielt ich morgens von neun bis zehn Uhr für die Leute der Farm eine ärztliche Sprechstunde ab, und wie es bei Quacksalbern zu sein pflegt, hatte ich großen Zulauf. Zumeist saßen um diese Zeit zwei oder drei, manchmal bis zu einem Dutzend Patienten vor meinem Haus und warteten auf mich.

Die Kikuyu sind auf das Unvorhergesehene eingestellt und an das Unerwartete gewöhnt. Darin unterscheiden sie sich von den Europäern, die sich am liebsten gegen das Schicksal versichern wollen. Der Neger steht mit dem Schicksal auf freundschaftlichem und vertrautem Fuß, denn er fühlt sich sein Leben lang in seiner Hand, es ist gewissermaßen sein Zuhause, das wohlbekannte Dämmerlicht der Hütte, das tiefe Erdreich seiner Wurzeln. Er begegnet den Wechselfällen des Lebens mit großer Gelassenheit und Ruhe.

Auf der Liste der Eigenschaften, die er bei seinem Herrn oder Arzt oder bei Gott sucht und erwartet, rangiert ganz oben die Phantasie. Vielleicht ist es dieser Eigenart der Schwarzen zu verdanken, dass es Kalif Harun al-Raschid¹⁶ gelang, im Herzen Afrikas und Arabiens die Position eines idealen Regenten zu behaupten. Bei ihm konnte niemand wissen, was er als Nächstes tun würde, man wusste eben nicht, wo man ihn hatte. Wenn die Afrikaner vom Wesen Gottes sprechen, dann hat es ihnen, wie es uns mit dem Hiob ergeht, vor allem seine ungeheure Einbildungskraft angetan.

Vermutlich war das der Grund, weshalb ich als Ärztin gut angesehen war. Als ich das erste Mal nach Afrika reiste, traf ich an Bord des Schiffs einen berühmten deutschen Wissenschaftler, der zum neunzehnten Mal nach Deutsch-Ostafrika fuhr, um die Schlafkrankheit zu erforschen und zu bekämpfen, und deshalb mehrere Hundert Ratten und Meerschweinchen auf dem obersten Deck mitführte. Wie er mir erzählte, hatte er sich nie über fehlenden Mut bei den Eingeborenen beklagen können, sie erduldeten Schmerzen, ohne zu jammern, und ertrugen eine schwere Operation mit Fassung. Was aber seine Arbeit sehr behinderte, das war ihre tiefe Abneigung gegen jede Regelmäßigkeit, gegen eine Wiederholung oder Fortsetzung der Behandlung und überhaupt gegen jedes System. Das konnte der große deutsche Doktor nicht begreifen, er hielt die Schwarzen irgendwie für verrückt. Doch als ich die Neger selbst kennenlernte, gehörte dies zu den Eigenschaften, die mich von Anfang an zu ihrem Freund machten. Sie hatten wirklich Mut, jene unverfälschte Liebe zur Gefahr, welche die Antwort der Schöpfung auf die Verkündigung ihres Schicksals ist, das Echo der Erde, wenn der Himmel gesprochen hat. Während meiner ärztlichen Tätigkeit dachte ich manchmal, was die dunklen Leute in der Tiefe ihrer Herzen bei uns Weißen fürchten, sei Pedanterie. In den Händen eines Pedanten sterben sie vor Gram.

Meine Patienten erwarteten mich auf der gepflasterten Terrasse vor dem Haus. Hier